

Familiennamen: Lokale Identitätsmarker oder besondere Wörter?

Von Helen Christen

I. Einleitung: Namensschreibung und Namenaussprache

Namen sind besondere sprachliche Zeichen. Namen haben identifizierende Funktion und sind eine Art von Etiketten, die Grössen, die wir als Individuen betrachten wollen, eindeutig als solche erkennbar machen. Im Bereich der Anthroponyme haben sich im deutschsprachigen Kulturraum Vor- und Familiennamen etabliert, die zwar nicht eine ein-eindeutige Zuordnung von Namen und Individuum erlauben – das leistet in der Schweiz beispielsweise die Nummer der obligatorischen Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung weit zuverlässiger – die aber im Alltag doch tauglich sind, um ein Individuum via Familienname einer Familie zuzuweisen und via Vorname als spezielles Mitglied dieser Familie auszuzeichnen, zu der es in einem direkten Abstammungsverhältnis steht resp. mit der es sich durch Heirat verbunden hat.¹

Die Familiennamen, um die es in der Folge gehen wird, haben sich in der Deutschschweiz – wie anderswo auch – aus flexiblen Beinamen entwickelt und einen mehrere Jahrhunderte andauernden Verfestigungsprozess hinter sich, bis sie zu vererbbaaren, festen Familiennamen geworden sind.² Die Familiennamen gehen auf gesprochensprachliche Appellative zurück³; die autochthon deutschschweizerischen Namen haben damit zuallererst eine dialektale Existenzform. Erst mit dem Bedürfnis, Namen etwa in Verzeichnissen, Registern, Jahrzeitenbüchern, Verträgen u.ä. festzuhalten, bekommen die Namen zusätzlich eine schriftsprachliche Existenzform, wobei umgekehrt gerade das Bedürfnis nach Registrierung der Herausbildung von Familiennamen förderlich war. Die Umsetzung des Namens ins Medium der Schrift kann nun – da es sich bei Namen eben um Zeichen eigenen Rechts handelt – unterschiedlich erfolgen: Schreiber können sich entscheiden, die Namen so in die Schreibsprache zu übertragen, wie mit „normalen“ appellativischen Zeichen verfahren wird (der Name [huəbər] wird mit <Huber> verschriftlicht)

¹Der Name einer neu gegründeten Familie kann der Familienname des Ehemannes oder (in der Schweiz durch gesetzliche Bestimmungen eingeschränkt) jener der Ehefrau sein. Von letzterem wird relativ selten Gebrauch gemacht. Die Namen der Eheleute selbst sind in den deutschsprachigen Länder unterschiedlich geregelt (vgl. G. Koß, Namenkunde).

²Zur Entwicklung von Beinamen zu Familiennamen in einem schweizerischen Kontext vgl. Th. Fähndrich, Zuger Familiennamen.

³Vgl. hierzu ausführlich K. Kunze, Namenkunde.

oder aber ein Schreiber versucht, der besonderen Lautung des Namens gerecht zu werden und etwa Diphthonge zu schreiben, die in der Schreibsprache nicht (mehr) üblich sind, wie das mit dem Namen <Ruef> geschehen ist (zu dem ein „Schreibzwilling“ <Ruf> existiert). Sind die Namen erst einmal gültig schriftlich fixiert, so „kann der laut- und formenerhaltende Einfluss von Schreib- und Schriftsprache gegenüber den Namen wirksam werden“ (St. Sonderegger⁴), so können sich aber auch – wie im Folgenden gezeigt werden soll – die Schreibungen, die sich nicht an der dialektalen Aussprache, sondern an den zeitbedingten Schreibkonventionen orientiert haben, auf die dialektale Aussprache zurückwirken.⁵

Ich möchte im Folgenden solche deutschschweizerischen Familiennamen in den Blick nehmen, wo zwischen der basisdialektalen Aussprache des Namens und seiner schriftsprachlichen Umsetzung eine Differenz besteht, der Name also nicht „lautgetreu“ geschrieben wird. Das ist bei Familiennamen wie *Elmiger* der Fall, der basisdialektal [æumlɪgər] ausgesprochen wird, oder wie *Kaufmann*, der basisdialektal als [xaufmə] ausgesprochen wird. Anders dagegen sind Namen wie *Schwarz* oder *Suter* oder *Rüegg* zu sehen: Werden hier den Buchstaben die lautlichen Entsprechungen zugeordnet, so gelangt man zur basisdialektalen Aussprache des Namens. Solche Namen haben somit den Charakter von homophonen Isomorphen, bei denen die Lautierungen im Dialekt und in der Standardsprache schweizerischen Zuschnitts identisch sind. Ist diese Isomorphie nicht gegeben – existiert also eine dialektale Aussprache und eine Aussprache nach dem Schriftbild – dann könnte man vermuten, dass die soziolinguistischen Regeln der Diglossie die Wahl regeln und dass die dialektale Variante bei dialektaler Sprechweise, die schriftbildorientierte Variante bei standardsprachlicher Sprechweise zum Tragen kommt. Ist tatsächlich mit dieser umgebungsabhängigen Verteilung der Namenaussprache zu rechnen? Ein erstes Indiz dafür, dass mit Namen nicht zwingend gleich verfahren wird wie mit anderen sprachlichen Zeichen, wird in Deutschschweizer Todesanzeigen deutlich, die in Dialekt abgefasst sind.⁶ Im dialektalen Text – meistens Laienschreibungen mit auffälliger Inkonsequenz und beträchtlicher Variation⁷ – bleiben die Namen von einer Übertragung in den Dialekt ausgespart. Die Schreibung <Thomas ond Brigitte Käch-Ineichen met Tamara ond Mike> (Neue Luzerner

⁴ In W. Besch u.a. (Hgg.): Sprachgeschichte; S. 3417.

⁵ Fragestellungen anderer Natur ergeben sich in der französischen Schweiz, wo die Dialekte faktisch von der Standardsprache verdrängt sind. Die unterschiedlichen Verschriftlichungen der Familiennamen geben beispielsweise Auskunft über den graduell verlaufenden „processus de francisation“ (W. Müller, in D. Kremer (Hg.): *Miscelânea patromonia*, S. 151), dem die welschen Patois unterworfen wurden.

⁶ Todesanzeigen werden mehrheitlich in der Standardsprache abgefasst; der Anteil an dialektalen Anzeigen bewegt sich im einstelligen Prozentbereich; vgl. H. Christen, Comutter, Papi und Lebensabschnittsgefährte.

⁷ Zur Laienschreibung vgl. ausführlich A. Lötcher, in: ZDL 56 (1989), S. 273-297.

Zeitung, 10. Januar 2006) innerhalb einer Todesanzeige lässt den Text durch die grafisch durch <e> und <o> markierten Vokalsenkungen in ‚und‘ und ‚mit‘ als dialektal erscheinen. Bei der Schreibung der Namen aber zeigen sich keine Bemühungen um Lauttreue, würden doch Schreibungen wie <Brigit>, <Chääch>, <Ineiche>, <Meik> die dialektale Aussprache wohl eher treffen. Ebenso wird mit Ortsnamen verfahren <Truiradrässi: Barbara Zelger, Mühlestrasse 4, 6383 Dallenwil> (Neue Luzerner Zeitung, 25. Mai 2005), wo auf eine Schreibung der Art <Milistraass> und <Daleweyl>⁸ verzichtet wird. (Dialekt-)Schreiberinnen und Schreiber gehen mit Namen anders um als mit anderen sprachlichen Zeichen. Ist das auch bei (Dialekt-)Sprecherinnen und Sprechern der Fall?

Bereits H. Wolfensberger kommt in seiner Dissertation zum Mundartwandel im 20. Jahrhundert auf „Namenprobleme von gesamtschweizerischer Bedeutung“⁹ zu sprechen. Er gibt seinen Gewährspersonen aus Stäfa ortsübliche Familiennamen vor und überprüft die dialektale Aussprache von Namen, die erstens anlautendes [x] (schriftliches <k>) (z.B. *Kägi*) enthalten, bei denen zweitens schweizerdeutsche Monophthonge als Diphthonge verschriftlicht sind (z.B. *Maurer*, *Weiss*), sowie drittens Namen mit der Graphemfolge <ens> (z.B. *Allenspach*) und schliesslich solche auf <-mann> (z.B. *Baumann*).

H. Wolfensberger kann – in Abhängigkeit vom Alter der Sprechenden und vom Grad der Ortsansässigkeit – bilanzieren: „Bei den Personennamen macht sich eine wachsende Neigung bemerkbar, die Namen so auszusprechen, wie man sie schreibt“.¹⁰

Im Rahmen des Basler Stadtsprachenprojektes untersucht L. Hofer¹¹ auch die Aussprache des Familiennamens *Huber*, wo sich – ebenfalls altersabhängig – sporadischer Schrifteinfluss bemerkbar macht, der zu Lautierungen mit langem [u:] statt dialektalem Diphthong [uə] führen. In beiden Untersuchungen ist von einer Aussprache nach der Schrift die Rede. Darunter ist keineswegs eine Aussprache nach den orthoepischen Normen der Standardsprache zu verstehen, sondern eine Realisierung, die sich an der Schrift orientiert und den einzelnen Graphemen bestimmte Lautwerte zuordnet: Wer <k> nach der Schrift ausspricht, lautiert keineswegs orthoepisches [k^h] sondern die Affrikata [kx]. Dass beispielsweise der Name <Käch> nun schriftorientiert als [kxæx] ausgesprochen wird, hat mit dem Sachverhalt dieser deutschschweizerischen Graphem-Laut-Entsprechung zu tun. Die basisdialektale Variante [xæ:x]

⁸ Für die Schreibung der auf ein kleines Gebiet im Kanton Nidwalden beschränkten Diphthongierung von mhd. *î* hat sich in der Mundartliteratur aber auch in Laientexten die Graphemfolge <ey> durchgesetzt.

⁹ H. Wolfensberger, *Mundartwandel im 20. Jahrhundert*, S. 99.

¹⁰ H. Wolfensberger, *Mundartwandel im 20. Jahrhundert*, S. 105.

dagegen verdankt sich dem Umstand, dass das <k>-Graphem bei autochthonen Namen „nur“ eine schreibsprachliche Konvention ist, den in der Hochalemannia verschobenen velaren Plosiv [x] wiederzugeben.

II Die empirische Untersuchung

Ausgangspunkt der nachfolgend präsentierten Untersuchung bildet die Hypothese, dass die Aussprache von Familiennamen in dialektalen Kontexten Variation aufweist und sowohl basisdialektale als auch schriftorientierte lautliche Realisierungen vorkommen. Ziel der Studie soll sein, jene Faktoren zu ermitteln, die diese Variation steuern.

Vor dem skizzierten Hintergrund eines Auseinanderklaffens der „lokal richtigen“ basisdialektalen Aussprache und der „juristisch richtigen“ schriftorientierten Aussprache wird davon ausgegangen, dass Sprecherinnen und Sprecher dann vermehrt zu einer schriftorientierten Aussprache ihres Namens tendieren, wenn sie in einem Umfeld leben, in denen ihr Name selten ist und in seiner schriftlichen Ausprägung nicht als bekannt vorausgesetzt werden kann. Ebenso ist davon auszugehen, dass beim Nicht-Verstehen des basisdialektal ausgesprochenen Namens zur Klärung eine schriftorientierte Aussprache gewählt wird.¹²

Die Frage des Zusammenhangs von Bekanntheitsgrad und Aussprache wird mit Hilfe einer telefonischen Befragung erhellt. Dabei kann der Umstand genutzt werden, dass im deutschsprachigen Kulturraum in der Telefonkommunikation meistens der Namen als Dialogbereitschaftssignal genannt wird.¹³ Bei knapp achthundert Telefonabonnenten wurde im Frühling und Sommer 2005 erkundet, mit welcher Aussprache ihres eigenen Namens sich Angerufene am Telefon melden und wie sie ihren Namen ein zweites Mal aussprechen, wenn Nichtverstehen vorgetäuscht und – selbstverständlich im Dialekt – nachgefragt wird „Wer ist da bitte?“.

Je fünf Telefonabonnenten gleichen Namens an drei unterschiedlichen Wohnorten sind angerufen worden.¹⁴ Beim ersten Untersuchungsort handelt es sich jeweils um jene Gemeinde, in der die

¹¹ L. Hofer, Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire.

¹² Eine entsprechende Tendenz zur schriftorientierten Aussprache von Namen konnten Werlen u.a., Projekt Üsserschwyz, S. 14, bei der Aussprache von Walliser Ortsnamen in einem bernischen Kontext feststellen.

¹³ Zur Dialogeröffnung in deutschen Telefongesprächen vgl. F. J. Berens, in: P. Schröder – H. Steger (Hgg.), Dialogforschung, S. 402-417. Konventionen in der Telefonkommunikation werden eingehend behandelt von K. K. Luke – Th.-S. Pavlidou, in: Telephone calls, S. 3-21.

¹⁴ Ich bedanke mich bei H. Zenhäusern, die die telephonische Befragung effizient und gewissenhaft durchgeführt hat.

entsprechende Familie nach Ausweis des schweizerischem Familiennamenbuches ein „altes Geschlecht“ ist, d.h. seit mindestens 1800 das Bürgerrecht besitzt. Diese Gemeinde wird im Folgenden als Heimatgemeinde bezeichnet. Namensträger und -trägerinnen, die in der Heimatgemeinde des Namens leben, bilden die erste Untersuchungsgruppe. Die zweite Untersuchungsgruppe gleichen Namens wohnt im nächstgelegenen städtischen Bezugsort. Da Namen ausgewählt worden sind, die in der Innerschweiz heimisch sind, handelt es sich hier um Namensträger in der Stadt Luzern. Die dritte Untersuchungsgruppe mit gleichem Familiennamen wohnt in Zürich, der grössten Schweizer Stadt. Es sind also beispielsweise nach einem Zufallsprinzip fünf TrägerInnen des Namens *Koch* aus Entlebuch, fünf Koch aus Luzern und fünf Koch aus Zürich angerufen worden. Die Angerufenen haben sich jeweils mit ihrem Namen gemeldet und diesen Namen bei der Nachfrage wiederholt. Idealerweise ist somit jeder Name dreissig Mal belegt, einige Namen sind jedoch weniger häufig ausgewiesen und es wurden auch die Texte der Telefonbeantworter, und damit eine einzige Namensnennung, akzeptiert.¹⁵ Es wurden Namen getestet, bei denen Aussprachevarianz in Bezug auf die folgenden Phänomene erwartet wurde:

Schreibung Namenbeispiele	schriftorientierte Aussprache	↔	dialektororientierte Aussprache
<mann> <i>Bachmann, Portmann, Glanzmann</i> u.a.	<i>Bach</i> [man]		<i>Bach</i> [ma:] <i>Bach</i> [mə]
<u>, <üh> <i>Bucher, Bühlmann</i> u.a.	<i>B</i> [u:] <i>cher</i>		<i>B</i> [uə] <i>cher</i>
Finale <-n> <i>Ineichen, Kälin</i> u.a.	<i>Ineiche</i> [n]		<i>Ineiche</i>
Anlautendes <k-> <i>Knüsel, Koller</i> u.a.	[kx] <i>nüsel</i>		[x] <i>nüsel</i>
Wortinternes <-st-> <i>Estermann, Christen</i>	<i>E</i> [st] <i>ermann</i>		<i>E</i> [ʃt] <i>ermaa</i>
Einzelnamen mit z.T. idiosynkratischem Charakter, z.B. <i>Schelbert</i> u.a.	<i>Schel</i> [b] <i>ert</i>		<i>Schel</i> [p] <i>ert</i>

Tabelle 1: Schrift- und dialektororientierte Aussprachen von Deutschschweizer Familiennamen (in eckigen Klammern sind die relevanten Aussprachevarianten vermerkt)

III. Ergebnisse

1. Befunde der empirischen Untersuchung

¹⁵ Die Umfragen über Telefonbuchabonnenten und -abonnentinnen sind angeregt worden durch die onomastischen Arbeiten von K. Kunze, Namenkunde und die berühmte Warenhaus-Untersuchung von W. Labov, *The Social Stratification of English in New York City*.

Durch die telefonische Befragung lässt sich das vermutete Ausspracheverhalten weitgehend bestätigen. Einzig der getestete Name *Bucher*, der zu den häufigsten Familiennamen in der Schweiz überhaupt gehört,¹⁶ wird ausnahmslos nach den dialektalen Konventionen mit Diphthong ausgesprochen. Bloss zwei Angerufene namens *Huber* wechseln bei der zweiten Nennung von [huəbər] zu [huəbər], während die standardorientierte Monophthongrealisierung in *Bühlmann* eine etwas grössere Verbreitung hat:

	nach Wohnsitz der Angerufenen			nach 1./2. Nennung		
	Heimat-gemeinde	Luzern	Zürich	1. Nennung	2. Nennung	Telefon-beantworter
<i>Bucher</i> (N=28)	0	0	0	0	0	0 (2)
<i>Bühlmann</i> (N=25)	0	22	25	2	32	0 (0)
<i>Huber</i> (N=30)	0	10	10	0	7	-

Tabelle 2: Schriftorientierte Monophthong-Aussprache von <u> und <ü> in %. Die Werte in Klammern geben die absolute Anzahl an Belegen des Telefonbeantworters an.

Die wortinterne *st*-Lautung im Namen *Christen* wird – im Unterschied zu *Estermann* – von keiner der angerufenen Testpersonen schriftorientiert ausgesprochen:

	nach Wohnsitz der Angerufenen			nach 1./2. Nennung		
	Heimat-gemeinde	Luzern	Zürich	1. Nennung	2. Nennung	Telefon-beantworter
<i>Christen</i> (N=30)	0	0	0	0	0	-
<i>Estermann</i> (N=29)	10	66	80	24	28	-

Tabelle 3: Schriftorientierte wortinterne <st>-Realisierung in %.

Anders nun bei allen übrigen getesteten Namen resp. getesteten Phänomenen (vgl. Tabellen 4, 5, 6): Hier konnten neben basisdialektalen immer auch schriftorientierte Realisierungen beobachtet werden. Mit beinahe ausschliesslicher Regelmässigkeit zeigen sich die niedrigsten Schriftsprachewerte in den Heimatgemeinden der Familiennamen. Am anderen Häufigkeitspol sind die Werte für die Stadt Zürich; Luzern liegt meistens, aber nicht immer dazwischen. Namen werden im vertrauten Umfeld eher basisdialektal ausgesprochen als im anonymen Umfeld. Dieses Ergebnis ist keineswegs so selbstverständlich, wie es auf den ersten Blick scheint, kennen die Angerufenen doch erstens die Identität der Anrufenden nicht und kann es sich doch zweitens um Namenträgerinnen handeln, die den Namen erst bei der Eheschliessung angenommen haben.

¹⁶ Zu den Auftretenshäufigkeiten schweizerischer Familiennamen vgl. K. Kunze, *Namenkunde*, S. 199.

Die lokale Aussprachekonvention scheint also zumindest in den Heimatgemeinden eine gewisse Bedeutung zu haben, die eine solide Gegenkraft darstellt zum Anpassungsdruck an imaginierte Anruferinnen und Anrufer.

Erwartungsgemäss sind bei der ersten – selbstidentifizierenden – Namensnennung durchgehend weniger Anteile an schriftorientierten Aussprachen zu finden als bei der zweiten – verdeutlichenden – Namensnennung.

	nach Wohnsitz der Angerufenen			nach 1. /2. Nennung		
	Heimat-gemeinde	Luzern	Zürich	1. Nennung	2. Nennung	Telefon-beantworter
<i>Koller</i> (N=27)	30	100	100	58	83	100 (3)
<i>Koch</i> (N=29)	60	80	78	57	93	0 (1)
<i>Knüsel</i> (N=29)	50	89	80	71	79	0 (1)
<i>Kälin</i> (N=30)	27	80	78	57	64	100 (1)
<i>Küng</i> (N=27)	10	75	100	58	67	33 (3)
<i>Keller</i> (N=29)	20	70	78	50	64	0 (1)
<i>Kaufmann</i> (N=30)	10	20	100	33	55	-
<i>Käppeli</i> (N=30)	0	10	80	29	36	0 (1)
<i>Krummenacher</i> (N=29)	0	50	22	14	51	0 (1)
Ø <i>kch</i> -	23	63	80	47	62	42

Tabelle 4: Schriftorientierte <k>-Aussprache in %. Die Werte in Klammern geben die absolute Anzahl an Belegen des Telefonbeantworters an.

	nach Wohnsitz der Angerufenen			nach 1. /2. Nennung		
	Heimat-gemeinde	Luzern	Zürich	1. Nennung	2. Nennung	Telefon-beantworter
<i>Omlin</i> (N=24)	60	100	100	82	82	100 (2)
<i>Ineichen</i> (N=23)	25	78	100	64	71	100 (1)
<i>Schmidlin</i> (N=29)	20	100	100	64	79	100 (1)
<i>Kälin</i> (N=30)	9	100	100	64	71	100 (1)
<i>Christen</i> (N=30)	20	20	90	40	50	-

Tabelle 5: Schriftorientierte Aussprache von finalelem <-n> in %. Die Werte in Klammern geben die absolute Anzahl an Belegen des Telefonbeantworters an.

	nach Wohnsitz der Angerufenen			nach 1. /2. Nennung		
	Heimat-gemeinde	Luzern	Zürich	1. Nennung	2. Nennung	Telefon-beantworter
<i>Bossart</i> (N=26)	38	88	80	50	83	100 (1)
<i>Fähndrich</i> (N=23)	89	67	100	70	90	100 (3)

Tabelle 6: Aussprache der Familiennamen <Bossart> und <Fähndrich> (Anteil an schriftnahen Aussprachen in %) ¹⁷. Die Werte in Klammern geben die absolute Anzahl an Belegen des Telefonbeantworters an.

Bei Namen, deren Aussprache-Varianzen nicht durch systematische Entsprechungsregeln beschrieben werden können, die zwischen den beiden Sprachformen Dialekt und Schriftsprache

vermitteln,¹⁸ kann es vorkommen, dass die jeweils idiosynkratischen „Speziallautungen“ tatsächlich nur in den Heimatgemeinden belegt sind: Dies ist etwa beim getesteten Familiennamen *Elmiger* der Fall, wo nur einige Namensträger aus der Heimatgemeinde Ermensee sich auch tatsächlich mit [æumlɪgər] am Telefon selbstidentifizieren oder nur die *Bernet* aus Luthern sich mit [bærnət] und nicht mit [bɛrnət] melden.

	nach Wohnsitz der Angerufenen			nach 1. /2. Nennung		
	Heimat-gemeinde	Luzern	Zürich	1. Nennung	2. Nennung	Telefon-beantworter
<i>Bernet</i> (N=19)	27	100	100	50	80	100 (1)
<i>Elmiger</i> (N=29)	50	100	100	71	93	100 (1)
<i>Schelbert</i> (N=29)	80	100	100	86	100	100 (1)

Tabelle 7: Schriftorientierte Aussprache von Namen mit idiosynkratischen Buchstaben-Laut-Entsprechungen (in %). Die Werte in Klammern geben die absolute Anzahl an Belegen des Telefonbeantworters an.

Bei Namen auf <-mann> lassen sich die zwei Hypothesen ebenfalls bestätigen. Im Unterschied zu den Namen in den Tabellen 4, 5, 6 und 7 sind hier aber drei Aussprache-Varianten möglich: Neben der basisdialektalen, lautlich reduzierten [mə]- und der schriftorientierten [man]-Realisierung existiert eine dritte Form [ma:], bei der es sich um die rezente dialektale Entsprechung zum gemeindeutschen Substantiv *Mann* handelt. Die drei Aussprache-Varianten erhalten folgenden Zuspruch:

	[man]	[ma:]	[mə]
<i>Estermann</i> (N=29)	59	41	0
<i>Achermann</i> (N=24)	42	58	0
<i>Stadelmann</i> (N=28)	50	29	21
<i>Glanzmann</i> (N=30)	65	10	25
<i>Zihlmann</i> (N=29)	67	5	26
<i>Portmann</i> (N=32)	59	10	31
<i>Baumann</i> (N=18)	56	6	38
<i>Kaufmann</i> (N=30)	40	7	53
<i>Bachmann</i> (N=20)	40	0	60

¹⁷ Familiennamen auf <-art/d> und <-rich> sind bloss anhand eines einzigen Beispiels untersucht worden. Es ist anzunehmen, dass sich bei Namen wie <Grosshart> oder <Friedrich> vergleichbare Ergebnisse zeigen würden.

¹⁸ Zu den Entsprechungsregeln zwischen Dialekt und Standard vgl. St. Oglesby, Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz.

Bühlmann (N=25)	24	0	76
-----------------	----	---	----

Tabelle 8: Aussprache der Familiennamen auf <-mann> (Anteile in %)

Namen auf <-mann> verfügen über ein weiteres propriales Erstglied (vgl. *Ester-mann*), in dem sich ebenfalls Aussprache-Varianz manifestieren kann. Es zeigt sich nun in den untersuchten <-mann>-Namen, dass deren Glieder keineswegs kategorisch basisdialektal oder schriftorientiert realisiert werden. Vielmehr deuten sich implikative Verhältnisse zwischen den Aussprachevarianten der Namenskomponenten an:

	dialektnah (DN)		schriftnah (SN)
	[mə]	[ma:]	[man]
DN: <i>Büel-/Büeu-</i> SN: <i>Büül-</i>	X	X	X
DN: <i>Buu-</i> SN: <i>Bau-</i>	X	X	X
DN: <i>Zöu-</i> SN: <i>Ziil-</i>	X	X	X
DN: <i>Chauf-</i> SN: <i>Kchauf-</i>	X	X	X
DN: <i>Eschter-</i> SN: <i>Ester-</i>		X X	X

Tabelle 9: Implikative Beziehungen zwischen der Aussprache von <-mann> und dem proprialen Erstglied

Die Aussprache der relevanten Variablen lässt Hierarchien erahnen: Die basisdialektale [mE]-Aussprache des Namensuffixes <-mann> impliziert immer auch eine basisdialektale Aussprache des Erstgliedes. Wird [mə] zugunsten von schriftsprachenäheren [ma:] oder [man] aufgegeben, kann das gleichzeitig eine schriftnähere Aussprache der Variablen im proprialen Erstglied nach sich ziehen. Das propriale Suffix *-mann* scheint quasi das „Einfallstor“ für schriftnahe Aussprachen komplexer *-mann*-Namen zu sein.

Insgesamt lässt sich also die Zunahme schriftorientierter Aussprachen im urbanen Umfeld belegen, ebenso der Wechsel zu schriftnäheren Aussprachen bei der Fokussierung auf den Namen. Wird der Name nicht nur als Signal zur Interaktionsbereitschaft verwendet, sondern tritt die Identifikation des Angerufenen in den Vordergrund, wechselt eine Reihe von NamensträgerInnen zu einer schriftorientierten Aussprache.

2. Die Befunde der Nacherhebung in Stäfa

Was die Familiennamen betrifft, die H. Wolfensberger in Stäfa untersucht hat, so haben wir – ungefähr vierzig Jahre nach seiner Studie – dort ebenfalls über eine telefonische Befragung einige Namenaussprachen erfragt,¹⁹ allerdings unter Verzicht eines gleichzeitigen Vergleichs mit Namensnennungen in Zürich.²⁰

	ausschliesslich schriftorientierte Namenaussprache	ausschliesslich dialektororientierte Namenaussprache	basisdialektale → schriftorientierte Namenaussprache	schriftorientierte → basisdialektale Namenaussprache
<k> im Anlaut				
<Kägi>	4		1	
<Kappeler>	5			
<Klein>	3	1	1	
<Kübler>	5			
<Kündig>	4			1
Diphthonge <ei>, <au>, <eu> mit basisdialektalen monophthongischen Entsprechungen [i:], [u:], [y:]				
<Baur>	2	3		
<Hauser>	5			
<Maurer>	4	1		
<Klein>	5	1		
<Reichling>	3	1	1	
<Schneider>	5			
<Schweizer>	4	1		
<Weiss>	5			
<Leuthold>	1	4		
Nameninterne Lautfolge - <ens> -				
<Allenspach>	3	1	1	
<Ehrensberger>	3	1	1	

Tabelle 10: Aussprache von Familiennamen in Stäfa: Vergleich der 1. und 2. Namensnennung in absoluten Zahlen

Als Resultat dieser Befragung zeigt sich, dass bei einer ganzen Reihe von Familiennamen nur die schriftorientierte Aussprache belegt ist, die geradezu Konvention zu sein scheint. Das mag bei

¹⁹ Waren in Bezug auf einen einzelnen Namen nicht fünf NamensträgerInnen am Ort Stäfa ausfindig zu machen, so ist auf Nachbarorte ausgewichen worden.

²⁰ Stäfa ist eine Gemeinde am rechten Zürichseeufer. Schon in den 1960er Jahre beklagte H. Wolfensberger in Mundartwandel im 20. Jahrhundert, S. 8, dass Stäfa „sein altes Gesicht zu verlieren“ im Begriff sei. Tatsächlich dürfte „die sekundäre Besiedlungswelle“ (S. 9) noch weiter angehalten haben und sich die Doppelrolle Stäfas als „eines selbständigen Industrieorts und eines vor-städtischen Wohngebietes“ (S. 10) zugunsten eines privilegierten

Namen wie <Schneider> oder <Weiss>, zu denen es die nicht in die Standardsprache umgesetzten „Schreibzwillinge“ <Schnyder> und <Wyss> gibt, erwartbar sein, weil sich die NamensträgerInnen durch die schriftorientierte Aussprache [ʃnæɪdər] und [væɪs] von den [ʃni:dər] und [vi:s] unterscheidbar machen können. Allerdings scheinen selbst diese Bedingungen einige NamensträgerInnen nicht von der dialektnahen Aussprache abzubringen (vgl. die monophthongische, dialektorientierte Aussprache von <Baur>, <Leuthold>, trotz der konkurrierenden Familiennamen <Bur>, <Lüthold>). Die situativ unterschiedliche Namenwahl ist im Vergleich zu den Daten aus der Innerschweiz seltener. Wenn sie denn vorkommt, zeigt sich auch hier eine Präferenz für die schriftorientierte Aussprache bei der „klärenden“ zweiten Namensnennung. Die einzige Abweichung – eine Anruferin wechselt von nicht bloss schriftorientiertem, sondern standardsprachlichem [k^h]ündig zu basisdialektalem [x]ündig – ist dem deutschländischen Hintergrund der Anruferin geschuldet, der sich bei der aspirierten Plosivrealisierung von anlautendem /k/ zeigt und im Verlaufe des kurzen Gesprächs auch beim Verabschiedungsgruss deutlich wird.

3. Namen als offizielle Namen

Die schriftorientierte Aussprache des Namens garantiert die Zuweisung zum „juristisch richtigen“ Namen besser als die basisdialektale Aussprache. Die Kenntnis der geschriebenen Form des Namens ist wichtig, nicht nur wenn man den Namen schreiben will, sondern auch, wenn man ihn in einem Verzeichnis suchen will. Trägerinnen und Träger des basisdialektal als [pɔs:ərt] ausgesprochenen Namens führen in ihren Papieren so unterschiedliche Namen wie <Bossard>, <Bossardt>, <Bossart>, <Bossert>, <Bosshart>, <Bosshard> <Bosshardt>,²¹ sodass die basisdialektale Aussprache gewissermassen risikobehaftet ist. Zu Namen wie *Koch*, *Keller*, *Kaufmann*, *Christen* fehlen dagegen nicht nur solche „Schreibzwillinge“, sondern es gibt gar koexistierende homonyme Appellative, über deren Schreibung keinerlei Zweifel bestehen. Man kann sich folglich die Frage stellen, inwiefern solche Namen ebenfalls eine Absicherung in der Mündlichkeit brauchen. Wie kommt es, dass sich beispielsweise 60% der Kochs aus der

Wohnortes für den gehobenen Mittelstand verschoben haben. Mit diesen Veränderungen dürfte eine zunehmende Anonymisierung der Dorfbevölkerung einhergehen und eine Ausrichtung auf die nahe gelegene Stadt Zürich.

Heimatgemeinde Entlebuch für eine schriftorientierte Aussprache entscheiden (vgl. Tabelle 4)? Für Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer bestehen keine Zweifel darüber, dass man einen Namen mit velarem Frikativ [x] im Anlaut wie [xɔɔx] mit <K> schreibt oder dass dialektalem [ma] oder [mə] mit allergrösster Wahrscheinlichkeit geschriebenes <mann> entspricht. Auch bei opaken Namen wie <Knüsel> oder <Kägi>, die nicht mit gängigen Appellativen zusammenfallen, versteht sich für Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer von selbst, dass anlautendem [x] in der Schrift ein <k> entsprechen muss. Die schriftorientierte Aussprache [kx] schießt also gewissermassen über das Ziel hinaus oder ist zumindest redundant. Nicht der Wille zur Absicherung allein scheint es zu sein, mit dem die schriftorientierte Namensausprache begründet werden kann. Mit St. Sondereggers²² Begriff der Namenbedeutsamkeit könnte man hier den Umstand fassen, dass basisdialektale und schriftorientierte Ausspracheformen eine unterschiedliche Namenbedeutsamkeit haben, dass die Konnotationen, die mit der einen oder anderen Lautgestalt ins Spiel kommen, unterschiedliche sind: Die Konnotation der Offizialität kommt der schriftorientierten Form zu; sie ist der „richtige“, der „offizielle“ Name und taugt deshalb wohl für viele Sprecherinnen und Sprecher gerade auch zur Selbstidentifikation am Telefon.

4. Name als Name

Neben aussersprachlichen soziopragmatischen sind nun aber auch innersprachliche Gründe in Erwägung zu ziehen, welche die Tendenz zu schriftorientierter Aussprache begünstigen könnten. Geht man mit D. Nübling davon aus, dass sich ideale Eigennamen – wegen ihrer besonderen Funktionen – auch strukturell von Appellativen unterscheiden, so kann die schriftorientierte Realisierung als Möglichkeit gesehen werden, die Namen deutlich als Namen erscheinen zu lassen: Ein [xɔɔx] ist ein ‚Koch‘, ein [kxɔɔx] dagegen ein Mensch mit Namen *Koch*. Die dialektfremde Lautung hebt den Namen als besonderes sprachliches Zeichen heraus. Die Grenzziehung zwischen den „siamesischen Zwillingen“ Dialekt und Standardsprache, die für eine funktionierende Diglossie unabdingbar ist, scheint unterschiedlich gehandhabt werden zu

²¹ Bei den Nennungen handelt es sich um die Schreibvarianten des aus ahd. *burg* ‚Burg, Schutz‘ und *hard* ‚stark, fest‘ gebildeten Vor- und späteren Familiennamens (vgl. K. Kunze, *Namenkunde*, S. 18; S. 76), die im aktuellen elektronischen Telefonbuch www.directories.ch verzeichnet sind (Juni 2006).

²² Vgl. St. Sonderegger, in: *Lili* 67 (1988), S. 11-23.

können, je nach Status der Wörter. Während für die dialektale Mündlichkeit standardsprachliches Wortgut via Entsprechungsregeln dialekttauglich gemacht werden muss (z.B. muss finales *n* meistens apokopiert werden²³), können umgekehrt die autochthon dialektalen Namen an die Schrift angenähert werden. Die Namen „dürfen“ nicht nur eine Zeichenphysiognomie annehmen, die gegen die Regeln des Dialekts verstossen, sondern die hier beobachtete Entwicklung zu immer grösserem Zuspruch zu schriftorientierten Aussprachen deutet sogar deren Funktionalisierung an. Die Verletzung dialektaler Aussprachekonventionen könnte als „Strategie der Proprialitätsanzeige“²⁴ gesehen werden, mit der letzten Endes erreicht wird, dass auf formaler Ebene zuverlässig zwischen Onomastikon und Lexikon getrennt werden kann.

Diese Trennung zwischen isomorphen lexikalischen und proprialen Grössen ist bei nicht-autochthonen Namen gängig und weitgehend konkurrenzlos: *Einstein* wird in der Regel [æɪnʃtæɪn] und kaum [ɛɪʃtɛɪ] ausgesprochen, *Max Frisch* kommt auch in rundenden Dialektgebieten nicht in der Aussprachevariante [maks frøʃ] vor. Die dialektadaptierte Lautung scheint die appellativische Lesart zu aktivieren, ein unerwünschter Nebeneffekt, der mit der Aussprache nach der Schrift vermieden werden kann. Aber auch die opaken Namen *Goethe* und *Schiller*, bei denen kein synchroner Bezug zu einem Appellativ manifest wird, begegnen kaum in entrundeter Form [ge:te] und vokalisierter Form [ʃøuvər] – die Namen werden dadurch, dass sie den Lautregeln des Dialekts nicht unterworfen werden, deutlich als Namen erkennbar.

Ist es das Ziel onymischen Wandels, formal deutlich markierte Namen auszubilden oder gar „Eigennamen und Appellative prinzipiell voneinander zu unterscheiden“,²⁵ so kann angenommen werden, dass nicht alle Namen auch gleichen Zuspruch für eine schriftnahe Aussprache haben, sondern dass die spezifische Form eines Namens und dessen inhaltlicher Bezug zu koexistierenden sprachlichen Zeichen richtungsweisend für seine Aussprache ist.

In diesem Zusammenhang müsste überprüft werden, ob Namen, die synchron mit Appellativen zusammenfallen, eher schriftorientiert ausgesprochen werden als Namen ohne erkennbare Beziehung, weil dort das Bedürfnis der Trennung von Lexikon und Onomastikon quasi virulenter ist. Bei den Namen mit anlautendem <K>, bei denen wir natürlich immer mit einem ganzen Bündel an beeinflussenden Faktoren rechnen müssen, zeigen sich beispielsweise auffallend hohe Werte für eine schriftorientierte Aussprache beim motivierbaren Namen *Koch*, der gleichzeitig auch eine Berufsbezeichnung ist. Ob bei Namen, die potentiell Missverständnisse auslösen

²³ Das Movierungssuffix *-in* kommt heute häufig auch in nicht-apokopierter Form vor.

²⁴ D. Nübling, in: A. Van Nahl u.a. (Hgg.), *Namenwelten*, S. 466-482.

können, eher auf eine lautlichen Abkoppelung des Namens durch schriftorientierte Aussprache zurückgegriffen wird, müsste sich an einem umfangreicheren Material bestätigen lassen. Im Zusammenhang mit der *n*-Apokopierung ist zu fragen, ob sich die Namen mit altem Diminutivsuffix *-lin*, *-in* nicht gerade besonders anbieten für eine schriftorientierte Aussprache (vgl. Tabelle 5). Einerseits garantiert die Aussprache mit finalem *-n* die referenzsichernde Unterscheidung gegenüber ähnlichen Familiennamen mit apokopiertem *-n* (es gibt z.B. die Familiennamen <Schmidli> und <Schmidlin>). Andererseits wird bei der schriftorientierten Aussprache das alte Diminutivsuffix – dialektfremd – gelängt und akzentuiert und damit eine grosse Zahl von Familiennamen zuverlässig als Namen markiert (neben den getesteten *Omlin* und *Schmidlin* auch *Rudin*, *Strübin*, *Zeugin*, *Käslin*, *Oetterlin* und viele andere). Das Suffix *-in* wird zu einem besonders tauglichen Marker, der als eine Art von onymischem Derivationsaffix die Information ‚Eigenname‘ direkt am Wort ausgedrückt.²⁶

Unterschiedliche Anteile an schriftorientierten Aussprachen zeigen sich bei den Namen auf <mann>. Die unterschiedlichen Frequenzen legen die Vermutung nahe, dass die metrische Strukturierung des Namens ebenfalls als Einflussfaktor auf die Aussprache erwogen werden sollte. Werden bei den dreisilbigen Namen *Estermann*, *Achermann*, *Stadelmann* die Suffixe zu [mə] reduziert, entstehen Daktylen (z.B. [ˈaxərmə]) mit einer betonten und zwei unbetonten Silben. Bei Zweisilbern resultieren aus der dialektalen Aussprache Trochäen ([xaufmə]). Die daktylischen Formen, die diese eventuell zu sehr als flektierte Wortformen aussehen lassen ([ˈarbətə], ‚Arbeiten‘, [ˈkʃækəti] ‚gescheckte‘), scheinen eher zugunsten einer schriftnahen Aussprache aufgegeben zu werden als die trochäischen.

III. Namen im Konflikt: Lokale Identitätsmarker oder besondere Wörter?

Trotz der beobachtbaren Tendenz zu schriftorientierten Namenaussprachen ist bei sämtlichen der getesteten Namen auch die basisdialektale Aussprache belegt. Die inner- und aussersprachlichen Faktoren, die in Erwägung gezogen wurden, eröffnen ein Kräftefeld, dem Sprecherindividuen unterschiedlich ausgesetzt ist und zu unterschiedlichen Aussprachestrategien führt. Die „lokal richtigen“ Aussprachen, die insgesamt eher auf dem Rückzug zu sein scheinen, profitieren von

²⁵ D. Nübling, in: ZGL 33 (2005), S. 25.

²⁶ D. Nübling, in: ZGL 33 (2005), S. 41.

ihrem Authentizitätsbonus, der durchaus seine Attraktivität haben kann und sich gut mit bestimmten Sprechermaximen der Art „Rede so, dass du als Gruppenzugehöriger zu erkennen bist“ verträgt.²⁷ Die dialektale Physiognomie des Namens verweist auf eine bestimmte örtliche oder familiäre Herkunft. Anthroponyme identifizieren Individuen nicht bloss, sondern sie sind selbst Identifikationsträger. Mit welcher Ausspracheform des Namens sich jemand identifiziert, ist gewiss nicht von vorneherein gegeben. Es könnte durchaus die basisdialektale, eben die „lokal richtige“ Aussprache sein, wenn man sich lokal verorten, wenn man authentisch sein möchte oder wenn man sich mit der Herkunft seiner Familie identifiziert. Bei Angehörigen aus Familien, die seit alters her über grosses gesellschaftliches Ansehen verfügen, mag die dialektale Aussprache sogar zu einem sogenannten *in-group*-Marker werden, die jene, die den Namen nach der Schrift aussprechen, zu Unkundigen einer *out group* werden lässt.²⁸ Gerade die vielen „stabilen“ Aussprachen von <Baur> als [pu:r] oder <Leuthold> als [ly:told] (vgl. Tabelle 10) könnten mit der gesellschaftlichen Bedeutung dieser Familien resp. einzelner Mitglieder dieser Familien in Zusammenhang stehen.

Das diglossische Umfeld, vor dessen Hintergrund die Familiennamen verwendet werden, eröffnet den Sprecherinnen und Sprechern unterschiedliche Möglichkeiten des Umgangs mit Namen. Die dialektalen Aussprachen sind „lokal richtig“ und haben einen Authentizitätsbonus, bei den schriftorientierten Aussprachen kommt die offizielle, „juristisch richtige“ Namensform ins Spiel. Diese „juristisch richtige“ Form hat den Vorteil, dass sie die Referenz auf eine bestimmte Familie in manchen Fällen eindeutiger und besser herzustellen vermag.

Die schriftnahe Aussprache eines Namens verstösst auf den ersten Blick gegen die Regeln der Diglossie: Konstellationen, in denen Dialekt und in denen Standard situativ gefordert werden, müssen strikte auseinandergehalten werden. Bloss handelt es sich jeweils beim Dialekt und bei der Standardsprache um situativ bedingte Matrixsprachen, die bei näherem Besehen durchaus Einschübe der jeweils anderen Sprachform dulden. Allerdings haben diese Einschübe, die von P. Auer als „insertional code switchings“²⁹ bezeichnet werden, rhetorisch-stilistische Funktionen. Die Abweichung vom geforderten Code erhält qua Abweichung eine Bedeutung, die nicht-vorhersagbar ist, sondern in den Redeereignissen im einzelnen bestimmt werden muss. Die schriftorientierte Aussprache von Namen scheint nun in der medialen Diglossie als ein äusserst raffiniertes Verfahren genutzt zu werden, um sprachliche Zeichen zuverlässig als *propriale*

²⁷ Vgl. R. Keller, Sprachwandel, S. 137.

²⁸ R. LePage/A. Tabouret-Keller, acts of identity.

²⁹ P. Auer, in: International Journal of Bilingualism 3 (1999), S. 309-332.

Größen erkennbar zu machen. Als eine von mehreren (und bisher nicht beachteteten) Funktionen insertionalen Switchings könnte man also die Proprialitätsanzeige in Erwägung ziehen. Sollten die schriftorientierten Aussprachen von Familiennamen kategorisch werden, ist allerdings eher eine dialektale Lautgrammatik anzusetzen, die propriale und nicht-propriale Größen, Onomastikon und Lexikon, deutlich voneinander unterscheidet und die Namen formal als „besondere Wörter“ ausstattet. Die kategorischen schriftorientierten Aussprachen von Namen wären unter diesem Blickwinkel als grammatikalisierendes Resultat des Dialekt-Standard-Kontaktes zu betrachten.

IV. Literatur

- P. Auer, From codeswitching via language mixing to fused lects: Toward a dynamic typology of bilingual speech, in: *The International Journal of Bilingualism* 3 (1999), S. 309-332
- F. J. Berens, Dialogeröffnung in Telefongesprächen. In: P. Schröder – H. Steger (Hgg.), *Dialogforschung*. Düsseldorf 1981, S. 402-417
- H. Christen, Comutter, Papi und Lebensabschnittsgefährte. Untersuchungen zum Sprachgebrauch im Kontext heutiger Formen des Zusammenlebens. Mit einem Beitrag von I. Hove. Hildesheim 2006
- Th. Fähndrich, Zuger Familiennamen. Entstehungsprozesse – Verfestigung – Bedeutungen. Zug 2000
- Familiennamenbuch der Schweiz. Bearb. von E. und C. Meier (u.a.) im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung von der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Familiennamen. 3. Aufl. Zürich 1989
- L. Hofer, Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Tübingen/Basel 1997
- R. Keller, Sprachwandel. 2. Aufl. Tübingen/Basel 1994
- G. Koß, Namenforschung. 3. Aufl. Tübingen 2002
- K. Kunze, dtv-Atlas Namenskunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet. 4. Aufl. München 1998
- W. Labov, *The Social Stratification of English in New York City*. Washington D.C. 1966
- R. LePage – A. Tabouret Keller, *Acts of identity*. London 1985
- A. Lötscher, Probleme und Problemlösungen bei der Mundartschreibungen des Schweizerdeutschen. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 56 (1989), S. 273-297
- K. K. Luke / Th.-S. Pavlidou, Studying telephone calls. Beginnings, developments, and perspectives, in: Dies. (Hgg.): *Telephone Calls. Unity and diversity in conversational structure across languages and cultures*. Amsterdam/Philadelphia 2002, S. 3-21
- W. Müller, La prononciation patoise des noms de famille romands, in: D. Kremer (u.a.) (Hgg.): *Miscelânea patromonia*. Tübingen 2003, S. 151-157
- D. Nübling, Auf der Suche nach dem idealen Eigennamen. In: *Beiträge zur Namenforschung* 35 (2000), S. 275-302
- D. Nübling, Prinzipien der Proprialitätsmarkierung. Familiennamenindikatoren in den nordeuropäischen Sprachen, in: A. van Nahl u.a. (Hgg.), *Namenwelten. Orts- und*

- Personennamen in historischer Sicht. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 44. Berlin/New York 2004, S. 466-482
- D. *Nübling*, Zwischen Syntagmatik und Paradigmatik: Grammatische Eigennamenmarker und ihre Typologie, in: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 33 (2005), S. 25-57
- St. *Oglesby*, Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Bern etc. 1991
- St. *Sonderegger*, Die Bedeutsamkeit der Namen, in: Zeitschrift für Literatur und Linguistik 67 (1988), S. 11-23
- St. *Sonderegger*, Namengeschichte als Bestandteil der deutschen Sprachgeschichte, in: W. Besch u.a. (Hgg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 4. Bd. 2. Aufl. Berlin/New York 2004, S. 3405-3436
- I. *Werlen* u.a., Projekt Üsserschwyz. Dialektanpassung und Dialektloyalität von Oberwalliser Migrantinnen. Bern 2002
- H. *Wolfensberger*, Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Frauenfeld 1967